

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offeub. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

18. Jahrg. No. 8. Milwaukee, Wis., den 15. December 1882. Lauf. No. 448.

Inhalt. — Weihnachtslied. — Die Geburt Jesu. — Um den Abend wird es Licht sein. — Der Geizhals. — Trostlosigkeit des Unglaubens. — Heilige Grenzen und ihre Beeinträchtigung in unserer Zeit. — Ein Missionsseminar auf den Witi-Inseln. — Bilder aus der Heidenwelt. — Kirchliche Nachrichten. — Kirchweihe. — Ordination und Einführung. — Bächtisch. — Conferenz-Anzeigen. — Quittungen. — Zur Christbesserung.

Weihnachtslied.

Was strahlt dort durch die Nacht so wunderbar?
Was ist das für ein Singen?
Es sind die Engel, die der Hirtenchar
Die Weihnachtsbotschaft bringen.

Sie singen von dem Wunderkindelein
Zu Bethlehem im Stalle,
Das Heil und Leben bringt für Groß und Klein,
Und Seligkeit für alle.

Du Jesulein, von dem in sel'ger Lust
Die Engelscharen singen,
D laß auch unser Lob aus voller Brust
Dir hier und dort erklingen.

G.

Die Geburt Jesu.

(Aus dem Spanischen. *)

Zwanzig Minuten vor Bethlehem ist eine kleine Ebene, auf welcher unter dem Schatten einiger Delbäume eine einsame und verlassen Kapelle steht, die unter dem Namen: „Der Engel und die Hirten“ bekannt ist. Die Kapelle ist der Ueberlieferung nach an der Stelle des Gesildes erbaut, davon St. Lucas in so schönen und für christliche Ohren so überaus lieblichen Worten sagt: „Es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Heerden. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie“, und wo dann vor den Ohren der Hirten verkündigt wurde die große Freude mit den Worten: „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids.“

*) Rev. Crist. No. 47.

Fast alles, was zu der Geburt unsers Herrn und Heilandes in Beziehung steht, trägt in ausnehmendem Maße den Stempel des Niedrigen und Geringsen; so ist auch der Ort seiner Geburt und die ganze Umgebung reich an Dingen und Umständen, die an Armuth und Arbeit erinnern. In jener Nacht freilich schien es, als wollte der geöffnete Himmel alle seine strahlenden Sängergöhre an jenen Ort entsenden, und die Sterne und die Schafe, welche ruhig weideten, und das Licht und das Getöse in der Dunkelheit und dem Schweigen der Nacht, und die Freude der gläubigen Herzen — dies alles vereinigt sich zu einem Bild, das in himmlischen Farben glänzt. Aber zugleich wird uns in jenen kurzen, herzbewegenden Versen des Evangelisten berichtet, daß diese Engelhöhre nur vernommen wurden von einigen armen Hirtenleuten aus einem geringen Dorf; und diese Hirten hüteten unter dem kalten Thau einer Winternacht ihre Habe, sie zu schützen vor dem Wolf und dem Räuber, in dem Gebiet, wo Ruth, eine der Urahnen ihres Heilandes, betrübten Herzens auf fremdem Felde Aehren gelesen, und David, der verachtete jüngste Sohn einer zahlreichen Familie, mit sanftem Sinn die Schafe geweidet hatte.

„Und als obald,“ fährt der Evangelist fort, dem wir die Erzählung der Vorgänge jener merkwürdigen Nacht verdanken, da Jesus inmitten einer Welt, die sich um ihn nicht kümmerte und von ihrem Heiland nichts wußte, geboren wurde, „war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Man könnte wohl meinen, die christliche Frömmigkeit hätte jenen Ort mit prachtvollen Gebäuden ausgezeichnet und die rohe Grotte der Hirten mit Marmor und herrlichen Mosaikgebilden umgeben. Statt dessen ist die Kapelle des Engelsboten nichts weiter als eine Krypta und wenn der Reisende die hohen Stiegen hinab geht, die in das Innere führen, so kann er sich kaum überreden, daß er an einem Ort mit solch wunderbarer Vergangenheit weile. Aber die Armlichkeit der Kapelle stimmt aufs beste zu der Bescheidenheit der Umgebung, an deren Glanznacht sie erinnern soll.

„Laßt uns nun gehen gen Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kund gethan hat.“ So sprachen die Hirten unter einander, als die Höre der Engel, die das Schweigen der nächtlichen Sterne unterbrochen hatten, nunmehr verklungen

waren. Ihr Weg führte sie durch die in Mondlicht gebadeten Gärten von Bethlehem aufsteigend den Terrassen der Anhöhe zu und hinauf, bis sie an die höchste Stelle des Hügels kamen, auf welchem das Städtchen erbaut war. Dort auf dem Gipfel stand die Herberge des Flekens.

Die Herberge, „Khan“, eines syrischen Dorfes jener Tage unterschied sich wahrscheinlich nach seiner Erscheinung und inneren Einrichtung wenig oder gar nicht von denen, welche man im heutigen Palästina findet. Ein solcher Khan ist ein niedriges, aus rohen Steinen errichtetes Gebäude, das in der Regel nur ein Stockwerk hoch ist. Es hat meistens einen vier-eckigen Hof, wo das Vieh die Nacht hindurch sicher ist, und einen Raum mit Lagerstätten, wo die Reisenden die Nacht zubringen. Der Fußboden dieses Raumes ist einen oder zwei Fuß höher als das Pflaster des Hofes. Eine große Herberge, wie zum Beispiel die, deren Ruinen man heute noch in Khan Minyeh am Ufer des Galiläischen Meeres sieht, hat eine Anzahl solcher Räume, die eigentlich kleine, niedere Zimmer sind. Dieselben sind ganz öffentlich, so daß, was in denselben vorgeht, von allen, die in der Herberge sind, gesehen werden kann. Sie sind außerdem völlig leer, indem selbst der gewöhnlichste und sonst unentbehrlichste Hausrath fehlt; der Reisende kann, wenn es ihm gefällig ist, seinen eigenen Teppich mitbringen, sich mit gekreuzten Beinen auf denselben niederlassen und so die Nacht hindurch schlafen. Gewöhnlich hat er auch für sein Vieh zu sorgen, Wasser von dem nächsten Brunnen zu holen, sich auch seine Nahrung mitzubringen. Aufwartung erwartet er nicht und bedarf er nicht, und er bezahlt eine höchst geringe Vergütung für das Obdach und die Sicherheit, die ihm geboten wird, und das Pflaster worauf er ruht. Trifft es sich aber, daß er zu spät kommt und alle Zimmer schon von anderen Gästen besetzt sind, so bleibt ihm nichts übrig, als mit dem vorlieb zu nehmen, was der Hof zu bieten hat, und sich und seiner Familie die geringe Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu sichern, die ein Winkel des schmutzigen Pflasters zu bieten vermag, das er mit Pferden, Maulthierern und Kamelen theilen muß. Der Geruch von den zusammengedrängten Thieren, der Besuch umherstreicher Hunde und die Gesellschaft der niedersten Bediensteten der Herberge bilden das Geleite einer solchen Lage, die nur derjenige zu würdigen weiß, welcher im Morgenlande gereist ist und solche Verhältnisse durchgemacht hat.

In Palästina trifft es sich häufig, daß die ganze Herberge, oder wenigstens der Theil, welcher für das

Vieh bestimmt ist, aus einer der zahllosen Höhlen besteht, die in den Kalkfelsen der Berge vorkommen. Dies scheint auch in dem Flecken Bethlehem Ephrata im jüdischen Lande der Fall gewesen zu sein. Justin der Märtyrer und Apologet, der, zu Sichem geboren und aufgewachsen, Palästina sehr genau kannte und weniger als ein Jahrhundert nach der Zeit Jesu lebte, läßt den Ort der Geburt Jesu eine Höhle sein. Dasselbe berichtet auch die einstimmige Ueberlieferung der alten Kirche sowohl des Morgenlandes als des Abendlandes, und da diese Angabe die Heilige Schrift nicht gegen sich hat, so haben wir keinen Grund an ihrer Richtigkeit zu zweifeln. Ueber der Höhle, die als Geburtsstätte des Heilandes bezeichnet wird, ist die Geburtskirche erbaut worden und ein Kloster dabei, und in einer andern Höhle, die in geringer Entfernung davon liegt, hat einer der gelehrtesten und beredtesten Kirchenväter, der h. Hieronymus, die letzten dreißig Jahre seines Lebens mit Studiren, Fasten und Beten zugebracht.

Vom Norden her aus seiner Wohnung in Nazareth auf dem Gebirge Sebulon war Joseph, ein Zimmermann der Stadt, im rauhen Winter seine Straße gezogen mit Maria, seinem vertrauten Weibe; die war schwanger. Obschon ihr Vermögen gering war, so waren die Beiden doch aus dem Hause und Geschlechte Davids, und deshalb hatten sie die weite Reise nach der Stadt gemacht, welche die Vaterstadt ihres berühmten Vorfahren war, da er noch als einfacher Schäfer seine Heerde auf den einsamen Hügel weidete. Der Zweck dieser mühseligen Reise war dieser, daß sie als Glieder des Hauses David ihre Namen eintragen ließen in die Listen der Schätzung, die der Kaiser Augustus angeordnet hatte. Bei der politischen Lage des römischen Reichs, wovon Judäa damals einen Theil bildete, war ein Wort des Kaisers mächtig genug, in den entlegensten Theilen der civilisirten Welt seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen.

Das Reisen geht im Morgenland sehr langsam von statten, und es ging damals wohl noch langsamer, da wahrscheinlich in jener Zeit gefährliche Banden das Land unsicher machten. In Beeroth und dann in Jerusalem hatten sowohl Joseph und Maria Halt gemacht und Rast gehalten, ehe sie die letzte Strecke ihrer Reise zurücklegten. Aber die Müdigkeit und die Nähe der Entbindung ließen ganz natürlich die Reise der jungfräulichen Mutter nur langsam vor sich gehen. Andere, welche zu gleichem Zweck dasselbe Reiseziel im Auge hatten, gewannen ihnen mit Leichtigkeit auf dem Wege den Vorprung ab, und als Joseph und Maria mit Mühe den Abhang des Hügels am Brunnen Davids vorbei heraufgezogen waren und an die Herberge kamen, war jedes Zimmer besetzt. Die Schätzung hatte so viele Fremde in das kleine Städtchen gebracht, daß die Herberge nicht Raum genug für sie bot. In der rohen Höhle im Kalksteinfelsen, die als Stall diente, unter dem Heu und Stroh, das dort als Futter und Lager für das Vieh umhergestreut war, abgemattet von der Reise des Tages, fern von der Heimath, mitten unter Fremden, in der kalten Winternacht unter Umständen, die aller menschlichen Bequemlichkeit ermangelten, so daß es kaum möglich ist, sich eine niedrigere, kümmerlichere Geburt vorzustellen — kam Jesus Christus zur Welt.

Kaum eine Meile entfernt auf der Höhe des größten und eigenthümlichen Hügels, der jetzt den Namen Dyebel Fureidis oder kleiner Paradiesberg trägt, erhob sich die Burg und der Palaß des großen Herodes. Die prächtigen Häuser seiner Freunde und Curtisanen standen in Gruppen umher. Als die bescheidenen Reisen-

den hier vorbeizogen, konnten sie, wenn die Gelegenheit darnach war, die heidnische und wollüstige Musik hören, mit welcher seine Feste gefeiert wurden, oder die Stimmen der rauhen Söldner, deren Waffen das Volk zwingen, ihrem despotischen Herrn zu gehoramen. Der wahre König der Juden hingegen, ja der Herr des Weltalls von Rechts wegen, hatte nicht Burg, nicht Palaß zum Aufenthalt, sondern den Stall der Thiere bei der niedrigen Herberge.

Geleitet durch den Schein der Lampe, die gewöhnlich an einem quer über dem Eingang der Herberge gespannten Strick hängt, lenkten die Hirten ihre Schritte der Herberge von Bethlehem zu und fanden daselbst Maria und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegen. Dichter und Maler haben jene Scenen mit erdichteter Herrlichkeit umgeben. Jene haben gesungen von „zwei Engeln in glitzerndem Gewand“, die dabei gestanden, und von Sternen, die ihren Untergang verzögert hätten, um ihren milden, holden Schein zu senken auf das himmlische Kind. Diese haben die Strahlen des Lichts gemalt, das von jener Krippen-Wiege ausgegangen sein und den ganzen Ort erleuchtet haben soll, daß die Aufstehenden mit den Händen die Augen verdeckten vor dem himmlischen Glanz. Weit anders aber war es in Wirklichkeit. Die Herrlichkeit, welche die schlichten Hirten sahen, konnte nur geschaut werden mit den Augen des Glaubens. Was sich ihrem leiblichen Auge darbot, war ein Mann aus Nazareth und eine junge Mutter mit einem zarten Kind, das sie, da ihr niemand beistand, mit eigener Hand in Windeln gewickelt hatte. Das Licht, welches dort in die Finsterniß leuchtete, war ein geistliches Licht, dessen Schein in wenige gläubige und demüthige Herzen fiel.

G.

„Um den Abend wird es Licht sein.“

I.

Fern, in einem entlegenen Winkel im Osten des Landes, liegt das Dorf East Nepton, in dessen Nähe vor fünfzehn oder sechszehn Jahren das „schnaubende Dampfroß“ seinen schrillen Ruf noch nicht ertönen ließ, und die hin- und herziehende Welt ihre Zuflucht zu Wagen und Pferden nehmen mußte. Es erstreckt sich nach allen Richtungen hin, denn die Wohnungen der Arbeiter und die kleinen Bauernhäuser liegen einzeln und ziemlich weit auseinander; nur in der Nähe der alten, grauen, wettergebräunten Kirche, die ihren schönen normännischen Thurm in einfacher Würde über die sie umgebenden Dächer emporstreckt, drängen sie sich näher zusammen.

Das Meer ist nicht weit entfernt. Wenn sich die gewaltigen Wogen der Nordsee in stürmischen Winternächten am Fuße der Sandklippe des einsamen Strandes brechen, dringt das Getöse bis nach East Nepton.

Etwa zwei Stunden nördlich von dem Dorfe liegt der kleine Badeort Rollestone, doch ist der ganze Küstenstrich nur dünn bevölkert. Die wenigen Fischerhütten, welche halb versteckt in den Klüften und Spalten der Klippen liegen, werden kaum bemerkt und sind von rauhen Seelenten bewohnt, die nur geringe Verbindung mit der Außenwelt haben. Das Schloß, das Landhaus und das hohe Bankhaus sind die drei Heimmwesen, welche allein in East Nepton von Bedeutung genannt werden können.

Das Schloß ist der alte Stammsitz der Rochemonts und wurde schon im sechzehnten Jahrhundert von dem Haupt der Familie bewohnt.

Beim Beginn unserer Erzählung lebte Gabriel Rochemont im Schlosse und die Wittve seines Veters Ambrosius im Landhause.

Es war eine eigenthümliche Niederlassung von Rochemonts, die an die Tage patriarchalischer Gemeinschaften erinnerte, und es kann nur natürlich erscheinen, daß die Bewohner der drei Häuser durch das Bewußtsein der gemeinsamen Familienzugehörigkeit mit einander verbunden waren.

Gabriel Rochemont bebauete sein Land, war, wie die meisten Landbesitzer seiner Gegend, ein eifriger Jäger, las seine Zeitung und dann und wann auch ein gutes Buch. Seine Gattin war anspruchslos und einfach in ihren Gewohnheiten, fühlte sich glücklich und zufrieden in ihrer Behausung. Die Eltern hatten keinen Sohn, aber fünf Töchter waren ihre Freude, und da Gabriel Rochemont der einzige Sohn seines Vater war, so lag die Sorge nahe, daß die Hauptlinie des alten Hauses aussterben werde. Die Schloßherrin, oder — wie die Landleute sie nannten — Madame Rochemont, war eine jener sanften, gottesfürchtigen Frauen, die immer und unter allen Umständen in gläubigem Vertrauen sagen können: „Was mein Gott will, gescheh' allezeit, Sein Will' ist doch der beste“; und wenn sie mitunter einmal voll Trauer empfand, daß ihr ein Sohn versagt geblieben, pflegte sie sich mit der Erinnerung an die Sorge und Kümernisse zu trösten, welche, wie sie oft gehört, ungerathene und ausschweifende Söhne ihren Eltern gemacht, und der Gedanke an ihre guten und lieblichen Töchter, von denen einige bereits das jungfräuliche Alter erreicht, die jüngeren noch in den Kinderjahren standen, erfreute und beglückte sie immer.

Die jungen Damen waren durchaus nicht, wie die jungen Mädchen heutigen Tages recht oft zu sein pflegen. Hanna und Clara, die beiden ältesten Schwestern, zählten zu Anfang unserer Erzählung einundzwanzig und neunzehn Jahre; die Zwillingsschwester, Margarethe und Mary, fünfzehn; die zehnjährige Christine mit den über die Schultern niederfallenden, goldenen Locken und den Augen, die an Bläue mit den Blüten der Gentiane wetteiferten, die in einem geschützten Winkel des Küchengartens gepflegt wurde, war der Liebling des ganzen Hauses.

Dies war die Schloßfamilie. Ging man durch den Park des Schlosses und über die Landstraße weg, so gelangte man durch ein Gitterthor auf einen Weg, der zu dem „Landhaus“ führte. Hier wohnte Tante Hanna mit ihrer Tochter Brigitte. Tante Hanna war eine schwächliche Frau, welche die Ruhe und Behaglichkeit ihres ländlichen Stilllebens nicht gern durch irgend etwas stören ließ und sich deshalb um das Wenige, was um sie her vorging, nicht mehr kümmerte als unumgänglich war. Und so war sie nicht erst im Alter geworden, sondern schon als junge Frau hatte sie diese eigenthümliche Abneigung gegen alles selbständige Auftreten und alles, was die Bequemlichkeit stören konnte, an den Tag gelegt, und da sich der Hausvater viel in der Stadt Wychester aufgehalten hatte, die Söhne aber früh auf Schulen gingen, so wäre im Landhause am Ende alles eingeschlafen, wenn nicht die Tochter Brigitte dagewesen wäre. Auf dieser hatte von früher Jugend an der größte Theil der Sorge für das geregelte Fortgehen des Haushaltes im Landhause gelegen. Sie hatte schon als Kind das Untercommando über die Dienstboten geführt; und wie sie herangewach-

sen war, war sie auch zum Obercommando in Stellvertretung vorgeführt. Die Mutter hatte sich immer weniger um den Haushalt gekümmert. Daß die Mahlzeiten zu rechter Zeit auf dem Tisch standen, daß Küche und Keller versorgt wurden, daß unzverlässige Dienstboten entlassen und neue angestellt wurden, daß die Briefe zu rechter Zeit zur Post gebracht und der Postfach von der Station geholt wurde, daß Gäste standesgemäß empfangen und bewirthet wurden, dies und hundertlei andere Dinge gehörten schon lange unter Brigittens fast ausschließliche Aufsicht. Der Vater hatte das mit angesehen, und die Tochter, die mit sicherer, ruhiger und doch milder Hand das Hauswesen leitete, das ohne sie keinen Tag seinen geordneten Gang innegehalten hätte, war sein Stolz und seine Freude gewesen, und er hatte sehr wohl empfunden, daß sein Familienleben ohne diese Tochter wahrscheinlich ein sehr unglückliches geworden wäre. Als dann sein Sohn Anton ihm das schwere Herzleid bereitete und auf des Vaters Namen Wechsel gefälscht hatte, und ihn dieser Schlag aufs Todtenbett geworfen hatte, hatte er vor seinem Ende sein Weib der Sorge ihrer Tochter empfohlen und dieser die väterliche Ermahnung ertheilt, daß sie der Mutter wie bisher und wo möglich noch mehr als bisher eine treue Stütze sein solle.

Diese durch die Mutter verschuldete Umkehrung der Ordnung hatte auf das ganze Wesen der Tochter des Hauses ihren Einfluß geübt. Brigitte war jetzt 28 Jahre alt geworden, hatte ein auffallend bestimmtes und sicheres Auftreten, war rasch im Urtheilen und Handeln und traf fast immer das Richtige. Der Gedanke, irgend jemand um Rath zu fragen, kam ihr kaum je in den Sinn; denn der Mutter wäre eine solche Frage nur lästig gewesen, und wem sollte sie seit des Vaters Abschiede sonst fragen? Anton war geflohen und verschollen, Ambrosius, der andere Bruder, war in das Bankgeschäft eingetreten und bediente sich selber gern des Rathes der verständigen und in mancherlei Weise begabten Schwester. Ein paar Heirathsanträge hatte sie ausgeschlagen, vornehmlich weil sie der Mutter, gegen welche sie die innigste Liebe und kindliche Hochachtung hegte, die gewohnte und wie sie meinte unentbehrliche Ruhe jetzt in ihren alten Tagen nicht stören lassen wollte. Außerdem mochte sie aber auch das Gefühl haben, als wäre sie wohl für den Stand einer gehorsamen Hausfrau nicht eben sehr geeignet, und wer sie so auf ihrem grauen Pony im Galopp dahinsprengen, ohne auf Beistand zu warten sich aufsetzen und abspringen, plötzlich an einer Gruppe Arbeiter Halt machen und freundlich aber kurz und bestimmt ihre Anordnungen treffen sah, an denen sich selten etwas verbessern ließ, der mochte sich wohl Brigitte Nochemont schwer als fügsames Frauchen denken können. Dabei stand sie aber bei Vornehm und Gering in höchstem Respekt, und mancher Arme und Nothleidende mußte von stiller Gutthätigkeit der Gebieterin des Landhauses zu erzählen.

Zur Zeit, da unsere Erzählung beginnt, hatte der Bruder Ambrosius eben Hochzeit gefeiert und war mit seiner jungen Gattin in das dritte der auf dem Familiengut errichteten Wohnhäuser, das „hohe Bankhaus“, das seinen Namen von der hohen Lage und seinen Bewohnern hatte, eingezogen. Um dieselbe Zeit aber hatte auch das Pfarrhaus von East Nepton einen neuen Bewohner bekommen. Die Pfarre war nämlich längere Zeit vacant gewesen und von Candidaten und Hilfspredigern aus der Umgegend bedient worden. Jetzt aber war es gelungen, die Stelle auf höchst glückliche Weise zu besetzen, indem ein Herr Miles, ein Mann in

der Mitte der vierziger Jahre, der bisher bei der Universitäts-Cambridge gelehrten Studien und Arbeiten gelebt hatte, zur Verwunderung seiner Freunde die stille, bescheidene Landpfarre angenommen hatte.

Eines Abends war Brigitte im Schloß zu einem kurzen Besuch — denn lange Besuche machte sie nicht —, als der Schloßherr mit seinen beiden Zwillingstöchtern eintrat.

Brigitte sprang ihm entgegen, um eine Bitte sofort vorzubringen; allein sie verstummte plötzlich, denn hinter den Zwillingsschwestern war ein fremder Herr ins Zimmer getreten, der nun näher kam. Herr Nochemont wendete sich an seine Gattin.

„Hier, meine Liebe,“ sagte er, „ist unser neuer Pastor, Herr Miles, den ich gebeten habe, mit uns zu speisen.“

„Ich heiße Sie willkommen, Herr Miles,“ sagte die Schloßherrin, in der sanften, vornehmen Weise, die ihr eigen war und die so sehr zu dem Titel paßte, welchen die Dorfbewohner ihr gegeben, — „ich heiße Sie willkommen und es ist mir große Freude, zu hören, daß Sie die Absicht haben, unter uns zu wohnen. Wir sind es leider gar nicht mehr gewohnt, unsern Pastor hier in East Nepton zu wissen.“

„Ja, ich weiß es, und es läßt mich nur um so eifriger wünschen, die lange gefühlte Lücke nach besten Kräften auszufüllen. Die kurze Zeit meines Aufenthaltes in East Nepton hat jedoch schon genügt, um von vielen Seiten zu hören, daß Madame Nochemont die beste Freundin meiner Gemeinde ist.“

„Es ist nur wenig, was ich gethan habe, oder thun kann. Unsere Leute hier waren bis jetzt wie Schafe ohne Hirten. Ist unser armer, alter Pastor friedlich hinübergegangen?“

„Ja, er starb, wie er lebte, umgeben von seinen Büchern, in seinem Zimmer. Nur selten hatte man ihn außerhalb der Mauern des Stifts gesehen. Der alte Herr erreichte ein hohes Alter, — er war fast neunzig Jahre, und die Schwächen und Beschwerden, die sich immer mehr häuften, drückten ihn zuweilen recht schwer.“

Herr Nochemont unterbrach das Gespräch.

„Hier, mein Herr, muß ich Ihnen noch mehrere Glieder der Familie Nochemont vorstellen. Zuerst meine junge Verwandte, Brigitte, aus dem Landhause, dann meine beiden ältesten und meine jüngste Tochter. Wie jetzt, so ist mein Bäschen meistens in ihrem Reithabit zu schauen, und — ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß East Nepton still stehen würde, wenn Brigitte nicht lebte.“

„Du stellst mir ja ein Zeugniß aus, als ob ich ein Mädchen wäre, das einen Dienst sucht, Vetter Gabriel,“ sagte Brigitte.

Herr Miles belachte die Scherze nicht; er begnügte sich, seine tiefstehenden, forschenden Augen ruhig auf Brigitte zu richten.

Dann ergriff er das Wort und erkundigte sich nach dem Befinden der Mutter, von deren Kränklichkeit er gehört hatte, und mit kurzen, bestimmten, dabei aber durchaus bescheidenen Worten gab Brigitte Antwort. Auch die übrigen Glieder der Gesellschaft wurden in das Gespräch gezogen. So gingen schnell ein paar Stunden dahin. Plötzlich erhob sich Brigitte. „Es ist in zehn Minuten neun Uhr, da muß ich auf meinen Posten sein,“ sprach sie, und wenige Secunden darauf hatte sie allen „gute Nacht“ gewünscht, dem neuen Pastor gegenüber die Hoffnung ausgesprochen, daß ihrer Mutter bald auch die Freude seines Besuchs vergönnt

sein möge, und eine Minute später verhallten die Fußschläge ihres Pferdes.

„Was hat sie denn um neun Uhr auf ihrem Posten so Nothwendiges zu thun?“ fragte der Pastor, als Brigitte weg war.

„Da hält sie mit dem ganzen Hauspersonal Abendandacht,“ erklärte die Schloßfrau.

So war es. Als Brigitte in das Haus trat, schlug die kleine Uhr auf dem Kaminsims neun, und gleich darauf ertönte eine Glocke im Hausgang. Jetzt öffnete Katharina, die Großmagd, eine Thüre, Brigitte führte die Mutter in eine kleine vieredige Halle, in welcher die Dienerschaft schon vollzählig versammelt war. Mit klarer, angenehmer Stimme las sie der Hausgemeinde einen Psalm und ein Abendgebet vor, wünschte freundlich und gemessen „gute Nacht“, und der Mutter den Arm bietend verließ sie den Raum.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geizhals.

Es ist einmal ein Erzgeizhals gewesen, der hat viel Geld zusammengeschart, einen ganzen großen Topf voll. In seinem Hause hielt er es aber nicht für sicher. Er traute seinen eigenen Leuten nicht, und der Nachbar hätte durch die Wand reichen können, wo es verborgen wäre. Daher trug er es bei Nachtzeit in den Wald, recht in das Dickicht und Dunkel hinein. Da stand eine große Eiche mit kräftigen Aesten. Unter dieser grub er eine Höhle, setzte den Topf hinein, und wälzte einen Stein darauf. Nun war in derselben Stadt ein armer Schlucker, der hatte das Seine durchgebracht. An Buße dachte er nicht und an einen Gott glaubte er nicht. Der ging etliche Tage später in den Wald. Er nahm keinen Topf voll Geld mit, aber einen Strick, denn er wollte sich aufhängen. Er kam unter dieselbe Eiche. Ihre Aesten waren ganz so, wie er suchte, aber doch ein Bißchen zu hoch. Darum wälzte er den Stein, der die Höhle schloß, näher dem Baume zu. Beim Wegwälzen bemerkte er die Höhle und untersuchte, was darin sei. Finden und nehmen war bei ihm eins. Er packte das ganze Geld ein und legte dafür einen Strick in den Topf. Den Stein wälzte er wieder auf das Loch. Kurz darauf kam der Berggräber und wollte sehen, ob der Schatz noch vorhanden sei. Wie groß war sein Schrecken, einen Strick für seinen Schatz zu finden. Er wußte keinen andern Rath, als den Strick um den Eichenast zu schleifen und sich daran zu hängen. — Daraus kann man sehen, daß man sein Herz nicht an einen Topf voll Geld hängen soll, denn wenn der gestohlen wird, hängt man sich an einen Strick.

(Volksblatt.)

Trostlosigkeit des Unglaubens.

Der berühmte französische Philosoph Diderot war ein ganz gründlich gottloser Spötter: „Ich bin ein Gottesleugner und bin stolz darauf,“ hat er gesagt. Als es jedoch zum Sterben ging, ließ er einen Pastor kommen und ging damit um, einen öffentlichen Widerruf seiner gottesleugnerischen Schriften aufzusetzen. Condorcet aber und andere seiner bisherigen Gesinnungsgenossen redeten ihm ein, seine Krankheit sei gar nicht so gefährlich, alles was zu seiner Wiederherstellung nöthig sei, sei Landluft. So wurde er denn eiligst aufs Land geschafft, und dort starb er, wie seine atheïstischen Freunde sagten, ohne Widerruf und Reue.

Von der Trostlosigkeit des Unglaubens legt auch der ungläubige Geschichtschreiber Hume Zeugniß ab.

Er schreibt nämlich in seiner Abhandlung über die Natur des Menschen: „Ich bin erschrocken und bestürzt über die verlassene Einsamkeit, in welche ich durch meine Philosophie gebracht bin. Halte ich Ausschau, so sehe ich auf allen Seiten Streit, Widerspruch und Zerspaltung und finde nichts als Zweifel und Unwissenheit. Wo bin ich oder was? Von welcher Ursache leite ich mein Dasein her und in welchen Zustand werde ich zurückkehren? Diese Fragen verwirren mich, und ich fange an, mich mir vorzustellen als einen, der in der beklagenswerthesten Lage ist, die sich denken läßt, und umgeben von der tiefsten Finsterniß.“

Wahrlich ein bejammernswerther Mensch! Und das nennen die Ungläubigen Aufklärung und preisen es als das Ziel, dahin die Menschheit streben sollte. Davor behüte uns, lieber Vater im Himmel!

G.

Heilige Grenzen und ihre Beeinträchtigung in unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Sehen wir nun gleich über zur andern Tafel der heiligen zehn Gebote, so begegnet uns zuerst das vierte Gebot mit seiner von Gott gesetzten heiligen Grenze zwischen solchen, die zu befehlen, und solchen, die zu gehorchen haben, zwischen Uebergeordneten und Untergeordneten. Diese Grenze ist eine der vornehmsten Bedingungen für die Wohlfahrt der einzelnen Menschen sowohl als auch der Gesellschaft. Wird diese Grenze niedergebroschen, so hat damit alles Recht und Gesetz und alle Ordnung auf Erden die Todeswunde erhalten. Der Ungehorsam ist eine Kränkung des heiligen Grundgesetzes, das selbst im Himmel Geltung hat. Auf dem heiligen Grund des Gehorsams ruht alle Liebe und Gemeinschaft im Himmel und auf Erden. Daher läßt sich leicht verstehen, welche zerstörende Wirkung die Sünde des Ungehorsams nach sich ziehen muß. Wenn das Ueberschreiten der heiligen Grundlage im allgemeinen Unordnung und Verwirrung im Gefolge hat, so gilt dies in ganz besonderem Sinne in Betreff der Grenze, welche dieses Gebot festsetzt.

Und wie verhält es sich nun mit der Heilighaltung des vierten Gebots? Wir können dreist behaupten, ohne irgend uns dem Vorwurf auszusetzen, wir sähen die Dinge in einem schwärzeren Licht, als sie sich wirklich zeigen, daß es ein hervorragender Charakterzug unserer Zeit ist, daß die heilige Grenze zwischen solchen, die befehlen, leiten und regieren, und solchen, die gehorchen und sich unterordnen sollen, noch nie so frech und rücksichtslos beiseite gesetzt worden ist, wie dies in unseren Tagen geschieht. Auf politischem Gebiet begegnet uns diese Grenzverletzung in der Behauptung und Anwendung des Sages: „Das Volk hat die höchste Gewalt, ist also Herr über seine Regierung.“ Die Regierung wird da nichts Anderes als eine Sklavin, die von den Massen und ihren Launen tyrannisiert wird. Der Staat wird auf diese Weise zu einem Fahrzeug ohne Steuerruder, welches hierhin und dahin geworfen wird von den unruhigen Wogen, die sich erheben und senken und wieder erheben auf dem großen Völkermeer. Die Lehre von der Obergewalt des Volkes hat nicht nur in ihrer eigentlichen Heimath, Frankreich, sondern auch in anderen Ländern größeren Fortschritt gemacht als je zuvor. Daß der Königsmord zu einer guten und berechtigten That gestempelt wird, ist die letzte Folgerung, welche von dieser Lehre, daß das Volk die höchste Gewalt habe, gezogen wird. Die immer häufiger vorkommenden Attentate auf die Könige und Kaiser der

Gegenwart und auf Beamte, welche die Befehle der Obrigkeit auszuführen gesetzt sind, zeigen, wohin es führt, wenn man die im vierten Gebot aufgerichtete Grenze niedertritt. Das Betrübsteste ist, daß die junge Generation, die Jugend, am allermeisten von diesem Geist des Ungehorsams ergriffen zu sein scheint. Wie wichtig ist es, daß man in Haus, Schule und Kirche die Jugend so erziehe, daß auch in dieser Hinsicht das Wort des Apostels auf sie angewandt werden könne:

„Ich habe euch Jünglingen geschrieben, daß ihr stark seid und das Wort Gottes bei euch bleibt, und den Bösewicht überwunden habt.“ 1. Joh. 2, 14.

Wie stark die Neigung ist zur Ueberschreitung der heiligen Grenze zwischen denen, die befehlen, und denen, die gehorchen sollen, zeigt sich auch in Beziehung auf das Verhältniß zwischen Kindern und Eltern, Dienstboten und Herrschaften, Lehrlingen und Lehrherren; den Beweis dafür können wir an dieser Stelle als überflüssig uns und unsern Lesern ersparen.

Der Geist der Unabhängigkeit und des Ungehorsams zeigt sich auch auf kirchlichem Gebiet mehr als je zuvor. Er tritt zu Tage in der überhandnehmenden Verachtung des Lehramts und der kirchlichen Zucht und Ordnung. Eine große Schar selbstberufener Lehrer und Prediger treten die Gemeindegrenzen nieder, die sie doch respektiren sollten, sofern ein Hirte die Gemeinde weiden soll, die ihm befohlen ist, 1. Petri 5, 2. Innerlich und äußerlich lockern sich die Bande des Vertrauens und der Hochachtung, mit welchen nach göttlicher und menschlicher Ordnung die Zuhörer an ihre Lehrer geknüpft sein sollen. Und wie auch in dieser Hinsicht die Aufhebung der alten heiligen Grenze Auflösung, Trennung und Verwirrung als Strafe mit sich bringt, ist auch in manchen unserer Gemeinden schon in betrübender Weise zu Tage getreten, und wird sich noch deutlicher zeigen, wenn erst die Früchte gereift sind.

Indem wir das fünfte Gebot, über das sich ja hier auch gar vieles sagen ließe, übergehen, richten wir noch kurz unser Augenmerk auf das sechste und siebente Gebot.

In dem sechsten Gebot hat der Herr eine heilige Grenze gezogen zwischen den beiden Geschlechtern, indem nur im heiligen Ehestand Mann und Weib ein Fleisch werden sollen. Tiefgehend ist der Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern; er durchdringt die ganze Person des Mannes und des Weibes und weist denselben unterschiedenen Aufgaben im Leben zu. Eine Verückung dieser Grenze muß großen Schaden und schlimme Zerstörung sowohl in den Lebensverhältnissen der einzelnen Personen als der Gesellschaft nach sich ziehen. Und wiederum wird in unserer Zeit mehr als sonst sowohl auf gröbere als auf feinere Weise diese Grenze zwischen den Geschlechtern verletzt. G.

(Schluß folgt.)

Ein Missionsseminar auf den Witi-Inseln.

Die Witi- oder Fidjis-Inseln sind eine große Inselgruppe von ohngefähr 225 Inseln im südlichen Stillen Meer. Dort hat es gar lange gedauert, bis die Kunde von dem Kinde zu Bethlehem zu den Ohren der heidnischen Inselbewohner und die Strahlen des Lichts von dem Stern aus Jakob in ihre finsternen Herzen drangen. Um die Mitte unseres Jahrhunderts ging dort auf den zerstreuten Inseln die Menschenfresserei noch weit und breit im Schwange. Heute hingegen leben dort Tausende bekehrter Heiden, und wenn wir mit unsern Kindlein uns freuen der Wunderbot-

schaft, daß uns der Heiland geboren ist, so freuen sich jene Inselaner mit uns, daß auch ihnen diese Botschaft der Herr kund gethan hat. Und zwar wird dort die Weihnachtsbotschaft nicht mehr nur von fremden Missionaren, sondern schon von eingeborenen Predigern den Stammesgenossen verkündigt, und die Anstalt, auf welcher diese Prediger aus der Heidenchaft der Witi-Inseln ausgebildet werden, wollen wir uns jetzt ein wenig näher ansehen.

Mehr als zwölf Meilen südlich von der großen Insel Witi lewu liegt die etwa 10 Quadratmeilen umfassende, Kandawu; lang gestreckt und durch ein paar von beiden Seiten eintretende Buchten in zwei Theile getheilt, welche nur ein schmaler Isthmus verbindet. Die südliche der beiden Buchten ist jetzt der Haltepunkt für die zwischen Australien und Californien gehenden Postdampfer und der Hafenort Wailewu einer der Hauptplätze des europäischen Verkehrs. Ein Kanoe bringt uns von da an den Isthmus, wird von seinen dunkelbraunen Ruderern ohne viel Schwierigkeit über denselben hinübergeschafft und wir befinden uns in der Kamalatabai. Bald biegt wir um eine Landspitze und haben dann die Missionsstation Tawuki vor uns, während sich weiterhin zwei weiße Flecken aus der grünen Vegetation abheben. Dort ist das Seminar, das wir suchen: Richmond Institution.

Oben auf einem Hügel liegt das Haus des europäischen Missionars mit seiner Veranda, jedem wohlthätigen Luftzuge zugänglich; unten befindet sich das stattliche Unterrichtsgebäude (Lecture Hall), 60 Fuß lang, massiv gebaut, aber mit Gras gedeckt. Rings um das letztere gruppieren sich malerisch die Wohnungen der „Studenten“, einfache Häuschen nach Landesbauart mit dem über beide Giebel hinausragenden Firstbalken. Ein jedes ist von einem Gärtchen umgeben. Dazwischen ziehen sich Wege hin, beschattet von prächtigen Kokospalmen. Hinter dem Dorfe breiten sich üppige Pflanzungen aus: herrliche Gruppen von Bananen, wohlbewässerte Tarosfelder und lange Reihen von Hügeln, in denen die mächtigen Yamswurzeln wachsen, deren zierliche Ranken sie jetzt anmutig umgeben. Alles ist hübsch mit sauberen Bambuszäunen umfriedigt und so gegen die grunzenden Hausthiere geschützt, die sich hier ziemlicher Freiheit erfreuen.

Doch gehen wir daran, das Leben und Treiben in der Anstalt näher kennen zu lernen. Um fünf Uhr morgens erschallt die Glocke am Giebel des Schulhauses und überall in den kleinen Häuschen wird es lebendig. Die braunen Männer und Frauen (die meisten Studenten sind nämlich verheiratet) erheben sich von ihrem Mattenlager, stellen das hölzerne Kopfsissen bei Seite und begeben sich nach den für die beiden Geschlechter getrennten Badeplätzen an dem nahen Flüsschen. Lustig plätschern die dunkelbraunen Gestalten in dem erquickenden Wasser. Das Toilettenmachen dauert nicht lange. Viele sind nur mit einem Hemd bekleidet, über das der Sulu, ein 4—5 Ellen langes Stück Zeug, um die Hüften geschlungen wird.

Nach einer halben Stunde sind alle in ihre Wohnungen zurückgekehrt, und nun erschallt ein Trompetensignal. Als bald wird es auf den Wegen lebendig. Sämmtliche Männer mit Spaten und Harken oder Hacken, je nachdem es die vorliegende Feldarbeit verlangt, ziehen hinaus auf ihre Felder unter Führung des Arbeitsmeisters. Jeder hat seine besondere Abtheilung, deren Bearbeitung ihm obliegt und deren Ernte ihn ernähren soll. Es ist eine Lust, der geschickten, sorgfältigen Arbeit zuzuschauen und die Sauberkeit der üppigen Pflanzungen zu bewundern.

Gegen 7 Uhr erklingt das Glöcklein vom Schulhause aufs neue, und die braune Schar begiebt sich nach Hause. Trefflich mundet nach der Arbeit das auf frischen Vananablättern aufgetragene Frühstück, das in jedem Häuschen inzwischen von der Gattin, in dem größeren Junggesellenhause aber von einigen zurückgebliebenen Kameraden bereitet worden ist. Bald darauf ertönen aus allen Häusern geistliche Lieder: es wird die Morgenandacht gehalten. — Hernach sieht man noch hie und da einen der Studenten mit allem Eifer mit seinem Buch oder Manuscript beschäftigt, um die gestern Abend gemachte Vorbereitung zu vervollständigen.

Um 8 wird zum drittenmal geläutet: zur Schule. Wenn der Zeiger die volle Stunde zeigt, muß jeder Schüler auf seinem Plage sein. Das Gebäude enthält nur einen Raum, der, hell und lustig, seinem Zweck entspricht. Die Wände sind geschmückt mit großen kalligraphisch ausgeführten Bibelsprüchen. An der einen Seite des langen Raumes steht ein Tisch für den Lehrer. Die Schüler haben einfache Tische und Bänke. Es ist ein hübscher Anblick, wie sie da stille und ordentlich sitzen, alle die braunen Männer in ihrer reinlichen weißen Kleidung.

Der Lehrer tritt ein. Die Liste der Abwesenden findet er in Gestalt von Entschuldigungszetteln auf seinem Tische liegen. Der einzige Grund, den Unterricht zu veräumen, ist Krankheit: die Art derselben ist auf dem Zettel sogleich bemerkt, damit der Lehrer bei seinem nachherigen Besuch sich sogleich mit passenden Arzneimitteln versehen kann. Hoffentlich sind von den 50—60 Plätzen nur wenige leer. Nach Eröffnung mit einem kurzen Gebet beginnt die Schulthätigkeit. Dieselbe besteht zunächst in schriftlicher Ausarbeitung der Lektion unter der Leitung des Lehrers. Um 9 Uhr beginnt der Unterricht im engeren Sinne. Zuvor wird ein Vers gesungen. Dann nehmen alle ihre Bibeln zur Hand; ein kurzer Abschnitt (nicht mehr als 15 Verse) wird gelesen und erklärt. Die Zöglinge haben diese Unterweisung besonders gern, zumal da sie zugleich für das Herz wie für den Kopf eingerichtet wird.

Diese Bibellektion schließt mit einem kurzen Gebet um Gottes Segen auf Sein Wort. Nun geht es zu einem andern Gegenstand über: Geschichte, Geographie, Naturkunde, Glaubenslehre, oder was an der Reihe ist. Zunächst wird, was in der letzten Lektion durchgenommen worden ist, in katechetischer Weise wiederholt.

In der vierten Stunde vertheilen sich die Zöglinge nach verschiedenen Klassen zum Rechenunterricht, mit dem es besonders hart zu halten scheint. An manchen Tagen kommt um 11 Uhr die Frau des Missionars, um den Gatten abzulösen (wenigstens Mrs. Nettleton that es): sie erteilt Gesangsunterricht. Welch ein Kontrast: die zarte junge Engländerin mit ihrem unter dem Einflusse des Tropenklimas bleicher gewordenen Teint, gegenüber den schwarzbraunen Gestalten, unter denen manche vor Jahren in der That Menschenfresser waren! Doch sie kommen der Lehrerin mit großem Respekt entgegen. Erst jetzt bemerken wir dort das Harmonium, vor dem die Dame Platz nimmt. Die Uebungen, die sie mit ihrem Chor vornimmt, zeigen uns bald, daß, so hart auch das Rechnen den Witlern fallen mag, so begabt sie sind für den Gesang. Lieblich klingen auch hier jene alten bekannten Melodien zu den geistlichen Liedern. Mrs. Nettletons Bemühungen sind nicht vergeblich gewesen. Von der Anstalt hat sich über den ganzen Archipel ein schöner christlicher Gesang verbreitet.

An andern Tagen werden homiletische Uebungen angestellt. „Es liegt uns nicht so sehr daran, ihnen fertige Hilfsmittel, Predigtentwürfe &c. zu geben,“ schreibt ein Missionar, „sondern vielmehr eine klare Einsicht, wie eine Predigt ausgearbeitet wird, so daß sie sich selbst helfen können.“ Es ist merkwürdig, welche überraschenden Erfolge in dieser Beziehung die Ausbildung in Richmond Institution geliefert hat. Eine natürliche Nednergabe hat gewiß dazu mitgewirkt, veredelt durch die Kraft des Geistes. So giebt es in Witi braune Pastoren: die trotz der Mangelhaftigkeit ihrer Kenntnisse auf manchen Gebieten des Wissens tüchtige Prediger sind und das Evangelium mit Geschick ihren Zuhörern ans Herz legen. Besonders sind sie gewandt im Gebrauch treffender Gleichnisse. Noch während ihres Kursus haben die Zöglinge übrigens Gelegenheit zu praktischen Predigtübungen in den benachbarten Dorfgemeinden, die reichlich benutzt wird.

Ebenso haben sie zu katechetischen Uebungen Gelegenheit in der für ihre Kinder eingerichteten Schule, die zugleich eine kleine Musterdorfschule bildet. So werden sie befähigt, in ihrem künftigen Amt den Schulunterricht selbst zu erteilen, oder die an ihren Gemeinden angestellten Lehrer zu überwachen.

Der Unterricht währt nicht länger als vier Stunden täglich, und das ist vollauf genug; wenn sich die jungen Leute erst daran gewöhnt haben, so macht ihnen die anfänglich fremde geistige Anstrengung nicht mehr Beschwerde, sondern Freude. Nachmittags werden wieder körperliche Arbeiten vorgenommen, welche jener gegenüber das angemessene Gleichgewicht bilden. Verlangt es die Jahreszeit, so wird manches draußen auf dem Acker gethan, gepflanzt oder gejäet. — Aber auch wenn in der Pflanzung keine dringliche Arbeit vorliegt, zu thun giebt es immer etwas. In einem tropischen Klima verfällt alles viel eher als bei uns. Dort hören die Reparaturen an den Holzgebäuden nicht auf, Säune müssen erneuert werden, die leicht verwachsenden Wege müssen offen gehalten werden, — oder es wird geistlich &c.

Inzwischen hat die Gattin des Missionars die Frauen der Zöglinge um sich versammelt. Sie tragen ebenso wie die Männer den Enlu, jenes um die Hüfte geschlungene Stück Zeug, während der Oberkörper mit dem Pinapore (Busenhemdchen) bekleidet ist, zumeist in lebhafter Farbe; scharlach, karmoisin &c. Eigenthümlich erscheint das kurz geschnittene Haar, das reichlich gesalbt und bei festlichen Gelegenheiten mit geraspeltem Sandelholz bestreut wird. Diese Frauen erhalten nun auch Unterricht, in der Religion; in weiblichen Handarbeiten und Singen. Sie sind dankbare Schülerinnen, die ihrer Lehrerin Ehre machen. Auch sonst besucht die letztere sie in ihren Häusern und giebt ihnen manche Anweisung für die Wirthschaft, Behandlung der Kinder &c. Die Frauen, welche ein paar Jahre in der Anstalt zugebracht haben, werden auf eine wirklich höhere Bildungsstufe gehoben und üben gewiß einen nicht zu unterschätzenden Einfluß zur Förderung der christlichen Kultur unter dem ganzen Volke.

Wenn um sechs Uhr die Sonne in den Ocean taucht und schnell Finsterniß hereinbricht, sammeln sich alle Bewohner wieder in ihren Häusern zur Abendmahlszeit. Um sieben Uhr läutet die Glocke zum Gebet. Von sieben bis neun sind die Arbeitsstunden, in denen die Zöglinge das vormittags Gelernte einüben und befestigen, um es am andern Morgen richtig wiedergeben zu können. Zuweilen werden um diese Zeit auch noch Nachhilfestunden erteilt durch befähigtere Zöglinge, die der Missionar zu seinen Gehilfen ausgebildet hat. Um

neun Uhr erklingt zum letztenmal die Glocke. Die glimmenden Kohlen auf dem Feuerplatz werden zusammengescharrt (der Rauch hält die lästigen Moskiten fern), die letzte auf einen Stab gesteckte Lichtnuß, welche das Gemach beleuchtete, wird ausgelöscht, und nach aller körperlichen und geistigen Anstrengung schläft der Witi-Student einen süßen Schlaf, um so süßer, als auch er weiß von den Flügeln, die über Gottes Kinder ansgebreitet sind.

Was das Betragen der Zöglinge anbetrifft, so kann ihnen durchweg ein recht gutes Zeugniß ausgestellt werden. Sie halten sich im allgemeinen untadelig, sind fleißig, reinlich, sauber gekleidet, ehrerbietig in ihrem Benehmen.

Der Kursus ist auf drei Jahre berechnet. Leider zwingt das Bedürfniß, gewöhnlich schon nach zwei- oder einjährigem Studium die jungen Leute anzustellen, und doch müssen manche Dörfer, die sich dem Christenthum zuwenden, immer erst lange warten, ehe sie einen Lehrer bekommen. — Wie bemerkt, erwerben die Zöglinge der Anstalt den Unterhalt für sich und ihre Familien fast ganz mit ihrer Hände Arbeit. Der Zuschuß von Geldmitteln, der sonst noch nöthig ist, wird meist von Missionsfreunden in England und Amerika in der Weise beschafft, daß der einzelne Zögling einem Wohlthäter zugewiesen wird, der für ihn die Sorge übernimmt, und dafür von jenem ein Dankschreiben erhält, das jedenfalls von einer Uebersetzung des Missionars begleitet wird.

Daß die Seminaristen ihr Leben lang der Stätte, die ihnen zum reichen Segen geworden ist, eine treue Anhänglichkeit bewahren, wird man erklärlich finden. Bezeichnend ist es, wie sich einer derselben aussprach, ein vielversprechender junger Mann, der von Schwindsucht ergriffen, in seine Heimath hatte zurückkehren müssen. „Es giebt nur zwei gute Plätze, wo ich leben möchte,“ sagte er, „der eine ist Richmond Institution, wo ich zum Nutzen der Gemeinde ausgebildet werden kann; der andere ist der Himmel, wohin, wie es scheint, Gott mich bald zu sich nehmen wird. Zwischen diesen beiden Plätzen wähle ich nicht; ich warte nur auf Gottes Willen.“

Wenn der Kursus absolviert und das Examen genügend bestanden ist, so erfolgt sogleich der Eintritt in das Amt, das gewöhnlich den doppelten Beruf eines Dorfpredigers und Schullehrers vereinigt. Wie es dort weiter geht, wollen wir an dieser Stelle nicht verfolgen. Vieles macht sich ähnlich, wie es in der höchst ansprechenden Lebensbeschreibung des Joel Enlu zu lesen ist.

Zwölf Jahre lang war das Seminar auf Randawu in Thätigkeit gewesen, als man es wieder nach Witi lewu zurück verlegte, da sich das Bedürfniß herausstellte, es mehr in einer centralen Lage zu haben. Am 19. März 1873 wurde es zu Rawuloa im Newagebiete feierlich eröffnet. König Thakombau war selbst dabei. Die Versammlung wurde auf 4000 Personen geschätzt, darunter viele Häuptlinge. Nach Gesang und Gebet sprach der König einige recht passende Worte zur Einleitung, indem er darauf hinwies, wie wichtig es sei, Lehrer des göttlichen Wortes zu bilden für die Zeit, wo etwa nicht mehr europäische Missionare nach den Inseln gesandt werden würden. Dann folgten verschiedene Ansprachen, wie die englische Sitte für solche Gelegenheit mit sich bringt. Englische und inländische Missionare, sowie Häuptlinge waren unter den Rednern. Schließlich fand eine Collecte zum besten der Anstalt statt, die eine große Menge von Matten, Zeug und Lebensmitteln ergab.

Die neue Anstalt ist äußerlich ganz ähnlich eingerichtet, wie die auf Kandamu. Auch in Nawuloa liegt das Haus des Direktors auf einem steilen Hügel mit herrlicher Aussicht. Schattige Alleen von Kokospalmen durchschneiden auch hier die Ansiedlung. Die Hauptgebäude sind in Form eines Vierecks angelegt, auf jeder Seite ist eine Reihe von Häuschen für die Studenten, geschmückt mit netten Blumengärtchen. Die Unterrichtshalle ist ein feines Gebäude von Korallenfelsquadern. Im Innern sind die Pfeiler und Querbalken sehr kunstvoll mit Flechtwerk geschmückt.

Die inneren Einrichtungen des Seminars und das Leben und Treiben in demselben haben durch die Verlegung keine Veränderung erlitten. Die Anstalt in Kandamu ist übrigens nicht eingegangen, sondern besteht als eine der Circuit-Schulen fort, welche jetzt bereits immer besser vorbereitete Zöglinge in das Seminar liefern, als dies früher der Fall war.

Bilder aus der Heidenwelt.

4. Eine indische Straßenpredigt.

Eine Straßenpredigt. Das Wort ist uns fremd. Eine Predigt können wir uns nicht gut vorstellen ohne Kirche und Versammlungsort. Unsere geordneten Verhältnisse bringen das so mit sich. Anders ist es in der Heidenwelt. Ein Missionar muß predigen wann und wo er Gelegenheit dazu hat. Die Apostel haben es auch so gethan und wir erinnern nur an den Apostel Paulus, welcher auch auf dem Markte zu Athen gepredigt. Im Folgenden soll ein Stück einer solchen Straßenpredigt berichtet werden.

Es giebt, so beginnt der Missionar, verschiedene Unterschiede zwischen euch und mir. Wir unterscheiden uns in Farbe, Sprache, Nationalität, Religion u. s. w. Aber wir sind auch in vielen Stücken einander gleich. Wir haben Leib und Seele, wir sind alle Menschen. Wir sind alle ganz ähnlichen Schwächen und Krankheiten unterworfen. Gesezt ein Hindu, ein Muhammedaner und ein Christ haben das Fieber, giebt der Arzt diesen dreien verschiedene Arzneien? Nein, er giebt ihnen ohne Rücksicht auf ihre Religion die gleiche Medizin. Nun sind wir alle auf gleiche Weise krank an dem Uebel der Sünde und es giebt kein Glück für uns, wenn wir nicht von diesem Uebel frei werden. Denkt euch, daß einer von euch Hindus tausend Rupies schuldig wäre und sein Gläubiger drängte auf Bezahlung und drohete mit dem Schuldenthurme, und dann käme ein armer Landmann und sagte: „Sei ruhig, ich will deine Schuld bezahlen“, würdest du nicht antworten: „Du? meine Schuld bezahlen? du hast ja selbst keinen Pfennig und bist obendrein arg verschuldet!“ Oder denke dir, du wärest in eine tiefe Grube gefallen und sägest fest im Schlamm und dein Genosse an deiner Seite wollte sagen: „Sorge nichts, ich ziehe dich heraus“, würdest du nicht erwidern: „Wie kannst du das? Du bist so übel dran als ich selbst, ziehe dich erst selbst heraus und dann stehe, wie du mir hilfst.“ Nun sehet, wir alle stehen in einer großen Schuld vor Gott, und wir brauchen einen, der selbst schuldenfrei ist und uns schuldenfrei macht, wir stecken alle im Schlamm der Sünde und wir brauchen einen, der nicht selbst darin steckt und uns herauszieht. Mit anderen Worten: Wir sind alle Sünder und brauchen einen sündlosen Heiland. Wo wollen wir ihn finden? Die Götter begeben selbst große Verbrechen, sie können uns also nicht von der Sünde frei machen. Muhammed bekennt im Koran ausdrücklich selbst, daß er ein Sünder sei. Wo

finden wir einen Sündlosen? — Nun laßt uns jetzt von Christo reden, von seinem Leben, von seiner Lehre, seinem Tode, seiner Auferstehung, seiner Himmelfahrt. — Das ist der Heiland, den wir brauchen.“

Da erhebt sich Jemand aus der Versammlung und sagt: „Herr, du behauptest, daß Jesus sündlos ist, und daß er doch starb. Wie reimt sich das?“ „Deine Frage kommt mir sehr zu statten“, antwortet der Missionar. „Sie ist der weitere Text für meine Predigt. Christus starb, nicht um seiner eigenen Sünde willen, sondern weil er als das Lamm Gottes aller Welt Sünde trug. Er starb für uns“ Da unterbricht den Redner ein anderer Zuhörer: „Wie ist die Sünde in die Welt gekommen?“

„Freund, laß diese Frage, sie ist von keiner praktischen Bedeutung.“

„Ich höre dich nicht weiter, wenn du mir nicht zuvor meine Frage beantwortest.“

„Es war ein Mann sehr krank, der Doctor kam und sprach: Freund du bist gefährlich krank, es giebt nur ein Heilmittel, das mußt du einnehmen, sonst bist du verloren. Aber der Kranke spricht: Nein. Doctor, wie wurde ich krank? Laß dich das nicht kümmern, sagte der Arzt, jetzt bist du krank, nimm die Arznei und werde gesund. Nein, Doctor, wiederholt der Kranke, wenn du mir nicht sagst, wie ich krank geworden, so nehme ich deine Medizin nicht. Wie würdest du einen solchen Kranken nennen? Seht, gerade so machts unser Freund, er will wissen, wie die Sünde in die Welt gekommen ist. Laß das, — die Sünde ist da. Die Frage um die es sich handelt ist die, wie schaffen wir die Sünde heraus aus der Welt? Und ich bin deshalb zu euch gekommen, euch zu sagen, daß wir einen großen Erlöser von der Sünde haben.“

Da steht ein anderer auf: „Alles gut, vortrefflich, was du sagst, Herr. Eure Religion ist ausgezeichnet — für euch; aber für uns ist die unsere eben so gut. Es giebt viele Straßen in der Stadt und du kannst gehen, welche du willst. So führen auch viele Wege zum Himmel und einer ist so gut wie der andere.“

„In einem Dorfe lag alles krank am Fieber. Es kamen sechs Aerzte und jeder hatte eine besondere Arznei und jeder sagte zu seinem Patienten, daß die andern nicht helfen könnten. O, sagten die Leute: darum sorgen wir uns nicht. Wir halten uns an den Arzt, den unser Vater hatte und der wird uns sicher gesund machen. Handeln diese Leute weise?“

„Nein“, antwortete der Hausvater.

„Aber sie handeln gerade so, wie unser Freund hier. Die verschiedenen Religionen der Erde sind wider einander, die eine behauptet: Es ist nur ein Gott, die andere, es sind viele Götter; eine, daß wir selig werden durch den Glauben, die andere durch religiöse Berichtigungen u. s. w. Sie können doch nicht alle wahr sein. Es giebt nur eine Sonne und auch nur eine wahre Religion.“

„Aber wie sollen wir erkennen, welche die wahre ist?“

„Es kamen da vom Dorf zwei Doctoren. Alle, welche die Arznei des einen nahmen, starben, und die, welche die des andern nahmen wurden gesund. Wie erkennt ihr nun, welches der wahre Doctor ist?“

„Der war es, der die Leute gesund machte.“

„Gerade so erkennt man auch die wahre Religion daran, daß sie die Leute selig macht. Ihr Hindus und Muhammedaner seid eurer Religion von Kind auf gefolgt, aber ihr wißt, daß die Sündenlast auf euch noch so schwer liegt wie je. Wenn ihr einen Doctor habt, der euch 20 oder 50 Jahre behandelt und es wird nicht

besser mit euch, sucht ihr euch denn nicht einen andern? Daß Christenthum hat Millionen gerettet, Tausenden ein anderes Leben gegeben und Frieden des Herzens verliehen.“

„Herr“, sagt jetzt ein anderer, und man siehet es ihm an, daß es ihn freut dem Missionar Verlegenheiten zu bereiten — „sagtest du nicht die wahre Religion werde erkannt an ihren Wirkungen?“

„Jawohl.“

„Und daß das Christenthum sich dadurch als die wahre Religion erweist, daß es die Menschen von der Sünde befreit?“

„Aberdings.“

„Nun, ich kenne Christen die Trunkenbolde sind, und alle nur möglichen Schlechtigkeiten begehen.“

„In einem Dorfe waren zwei Kranke. Der gute Doctor gab beiden Arznei. Beide dankten ihm und versprachen dieselbe einzunehmen. Aber als der Arzt fort war, hielt nur der eine sein Wort, der andere schüttelte die Medizin weg. War es des Doctors Schuld, daß er bald starb?“

„Nein, seine eigne.“

„Nun seht, so giebt es viele Christen, die nicht von ihren Sünden frei geworden sind, weil sie die Arznei Christi nicht eingenommen haben.“

„Warum redest du überhaupt so viel von Christus?“ wirft ein anderer ein. „Ermahne die Leute wahrhaft, keusch und redlich zu sein, das ist genug.“

„Wenn ein Arzt zu einem Kranken kommt, und ihn ernstlich ermahnt: werde gesund, hilfst das? Oder wenn ich einen Gefangnen ermahne: werde frei, wird er dadurch frei? Wir predigen euch Christus, weil er nicht bloß zur Gesundheit und zur Freiheit ermahnt, sondern Gesundheit und Freiheit wirklich giebt.“

„Ich sehe nicht ein — sagt ein anderer — warum ich Christum ehren soll. Ich verehere Gott und bete zu ihm, das ist genug.“

„Ihr erinnert euch, wie alles Volk in Indien sich beeiferte den Prinzen von Wales zu ehren, als er dieses Land besuchte. Denke dir nun, du hättest gesehen, wie ein Mensch auf der Straße seine Arme in einander schlug und dem Prinzen Gesicht schneidete und auf deine Frage: ehrt man so den Sohn der Königin? antwortete er: was schert mich der Prinz, ich ehre die Königin, das ist genug — würdest du ihm nicht sagen, wenn du den Sohn der Königin nicht ehrest, dann ehrest du auch die Königin selber nicht. So sandte Gott seinen Sohn Jesus in die Welt. — Freilich nicht so herrlich ausgestattet wie der Prinz von Wales nach Indien kam, sondern er sandte ihn, daß er für uns leide und sterbe, und du willst sagen, was kommt darauf an ob ich an ihn glaube, ihn liebe oder nicht? Wer den Sohn nicht ehret, der ehret auch den Vater nicht.“

Da steht ein anderer auf und spricht: „Wir brauchen Christus nicht; wenn wir im Ganges baden, so werden wir rein von Sünden.“

„Kann denn Wasser, was den Leib reinigt, die Seele reinigen von ihren Sünden?“

„Aber es ist doch nicht recht, daß man seine väterliche Religion aufgibt?“

„Trug dein Vater Schuhe? Fuhr er auf der Eisenbahn? Beförderte er seine Briefe mit der Post? Warum bist du in diesen Stücken nicht bei den väterlichen Sitten geblieben?“

Mit solchen und anderen Einwürfen geht es oft lange fort, und das Ergebniß ist wie in Athen nach der Predigt Pauli. Ernste Frager ladet der Missionar ein ihn in seinem Hause oder Zelte zu besuchen, Händelsuchende fertigt er mit einer kurzen Antwort ab; da heißt es aber: Habt allezeit Salz bei euch. †

Kirchliche Nachrichten.

— Die schwedische Augustana-Synode hat im verfloffenen Sommer eine Mission in der amerikanischen Türkei Uta h angefangen; ein Missionar ist angestellt worden, und schon ist eine Gemeinde gegründet, eine Sonntagsschule eingerichtet und eine Banstelle für ein Kirchengebäude angekauft. „Wir wissen,“ schreibt Pastor Carlsson in „Aug. u. Miss.“, „daß die Meisten in diesem Sodom Verführte sind und an der scheußlichen Knechtschaft ihrer Sünde Wohlgefallen finden. Es finden sich jedoch auch andere, die in ihren Sündensesseln wimmern und winseln, welche seufzen und weinen in ihrem Elend. Laßt uns eilen, Hilfe und Rettung zu bringen. Gedruckte Subscriptionlisten werden in diesen Tagen an jeden Pastor und seine Gemeinde versandt werden, und wir möchten vorschlagen, daß an einem der Adventsontage die Sache zur Sprache gebracht und was baar bezahlt wird zusammen mit den Namen der Geber an den Schatzmeister der Synode eingesandt werde, ferner daß vor Jahreschluss angegeben werde, wie viele sich bereit erklärt haben, zu dieser Schaar zu gehören und ihren Beitrag vor dem 1. Mai zu entrichten. Wir hoffen, daß in der ganzen Synode sich eine Schaar von tausend Solcher finden wird, die fünf Dollars bezahlen, wir erwarten aber, daß noch mehr ihre drei, zwei oder einen Dollar beitragen werden, die nicht im Stande sind fünf Dollars aufzubringen. Vorwärts im Namen des Herrn zu frühlichem Geben, Gebet und Sieg!“

— Eine amerikanische Gesellschaft, die Drummond Tract Society, macht bekannt, daß eine ungenannte Person einen Preis von \$5000 für denjenigen Katholiken ausgesetzt hat, dem es gelingen wird zu beweisen, daß der Apostel Petrus nie verheirathet gewesen sei. Der Mann, welcher diesen Preis gewinnen will, wird keine leichte Aufgabe haben. Da die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas ganz unmißverständlich von einer Schwiegermutter Petri berichten, auch St. Paulus davon zu sagen weiß, daß die Frau des Petrus ihren Mann auf seinen Reisen begleitete, so werden wohl die \$5000 noch einige Zeit etwas sehr von ferne winken, wenn sich die Person, welche den Preis ausgesetzt hat, nicht ein X für ein U machen läßt.

— Folgende greuliche Geschichte, aus der man sieht, wohin es mit Gemeinden kommen kann, die noch als christlich gelten wollen, finden wir in „S. und B.“ „Zum Besten der Baptistengemeinde zu Zion, N. Y., hat am Abend des 17. November in der Kirche ein Auktionsverkauf von elf lebigen Mädchen und zwei verheiratheten Frauen stattgefunden. Ruben W. war Auktionär und George R. Schreiber. Eine um die andre der Frauenzimmer wurde vorgeführt, vom Kopf bis zu den Füßen in ein Leintuch gewickelt, so daß man keine erkennen konnte und erst nachdem alle verkauft waren, wurde die Hülle abgenommen. Der Auktionär pries die Qualitäten einer jeden, um hohe Preise zu erzielen. Vorsteher S. war der Meistbietende für die erste Dame. So wurde eine um die andre der Dreizehn versteigert. Von den dreizehn Käufern waren drei ledig, zwei waren Wittwer und acht verheirathete Männer! Als die Leintücher abgenommen wurden, gab es eine große Ueberraschung. Ein jeder führte sodann seine Erworbene zum Supper, womit er sie zu traktiren hatte. Alles zum Besten der Kirche.“

„Wenn aber das Salz dumm wird, womit wird man salzen?“

— Zu Wittenberg erinnert man sich Angesichts des bevorstehenden 400jährigen Geburtstags Luthers (10. Nov. 1883) an den schon oft laut gewordenen Wunsch, die Schlosskirche, dieses ehrwürdige Denkmal, an dessen Thür einst die 95 Thesen Luthers angeschlagen waren, wieder würdig hergestellt zu sehen. Nachdem die Kirche im Jahre 1770 (1760 war sie durch das Bombardement der Reichsarmee in Brand gesteckt worden) wieder vollendet war, benutzte 1813 der französische Commandant sie als Magazin; so über den Grabstätten Luthers und Melanchtons waren zwei Rosmühlen angebracht. Die Reparaturen nach den Befreiungskriegen waren dürftig. König Friedrich Wilhelm IV. ließ einen Bauplan aufstellen. Doch unterblieb die Ausführung, ebenso wie der vor sechs Jahren entworfene Anschlag des Bauaths de Nege, der sich auf 540,000 Mark beläuft, noch der Ausführung harret. Derselbe faßte den Wiederaufbau des Thurmes, den Ausbau des Inneren, die Errichtung von Sarkophagen, für Luther und Melanchton in Aussicht. Möchte bald die Renovation eintreten. Die zahlreichen Besucher sprechen unverhohlen ihre Bewunderung über das allzuschlichte Aussehen des Gebäudes aus. (Allg. Ev. L. R. Z.)

— Im „Kreuzblatt“ lesen wir: „Auf der Synode der Zürcher Landeskirche wurde über Trennung von Staat und Kirche verhandelt.“ Pfarrer Näf sprach sich dahin aus, daß die Entwicklung der Kirche zur Freiheit führe, die größtmögliche Freiheit derselben auch dem Sinne und Geiste des Evangeliums weit besser entspreche, als die Staatskirche. Dagegen nahm Pfarrer Wismann Stellung für die Landeskirche. Eine Trennung wäre nicht gut, auch nicht wohl möglich, und eine freie Kirche sei vom Standpunkt des Staates aus fast zu fürchten. Dieselbe könne sich leicht zu Dingen hinweisen lassen, die der Staat nicht dulden könne. Dieser Staatspaffe hatte es getroffen. Mit 108 gegen 11 Stimmen wurde der Antrag auf Trennung von Staat und Kirche verworfen. Dann kam auch auf dieser Synode der Antrag auf Freigebung der Taufe zur Verhandlung. Die Taufe wurde als „Zeichen der Zugehörigkeit zur christlichen Kirche“, definiert und mit dem eigenössischen Kreuz verglichen, das der Schweizer Soldat als Feldzeichen am Arme trägt. Muth und Tapferkeit sei zwar beim Soldaten eine große Hauptsache; dennoch sei es ihm nicht gestattet, die Armbinde, das Feldzeichen, wegzulassen. Ebenso dürfe man die Taufe nicht aufgeben. Dieselbe sei kein Zwang, da sie keinen, der nicht zur Kirche gehöre, in irgend welchem Rechte beeinträchtige. Aber das sei ein Zwang, wenn der Staat die Kirche hindern wolle, einen rein religiösen Act zu vollziehen. Dies bezog sich auf einen Ausspruch des Antistes Finsler, der gesagt hatte, der Staat könne die Kirche zwingen, auch Ungetaufte aufzunehmen. Der Antrag auf Freigebung der Taufe wurde in Zürich mit großer Majorität abgelehnt.“

G.

Kirchweihe.

Am ersten Sonntag des Advents hatte die Immanuel-Gemeinde zu Kenanuee die große Freude, ihre neuerbaute Kirche dem dreieinigen Gott weihen zu dürfen. Durch das Wachsen ihrer Schule hatte sich die Gemeinde veranlaßt gesehen, entweder ein neues Schulhaus zu bauen, oder eine neue Kirche zu errichten, um die alte als Schulhaus benutzen zu können. Sie

entschloß sich zu letzterem und nahm den Kirchbau im Frühling dieses Jahres in Gottes Namen in Angriff. Mit Gottes Hilfe glücklich vollendet, konnte denn das schmucke, aus Brick errichtete, mit 80 Fuß hohen Thurm, Altarnische und Sakristei versehene Kirchlein am obgemeldeten Tage eingeweiht werden. Neben der Gemeinde war eine nicht geringe Anzahl von Festgästen aus den benachbarten Gemeinden erschienen. Nach einem kurzen Abschiedsgottesdienst in der alten Kirche, zog die ganze Festversammlung, voran die amwesenden Prediger mit den Vorstehern, welche die heiligen Gefäße trugen hinüber nach der neuen Kirche, wo der Orts-pastor vom Präsidenten der Baukommittee den Schlüssel in Empfang nahm, und im Namen Gottes die Thüre öffnete. In wenig Minuten war die festlich geschmückte, zur Noth 500 Personen fassende, Kirche von Festtheilnehmern gefüllt. Die Vormittagspredigt hielt Herr Pastor R. Pieper von Manitowoc über das Festevangelium. Derselbe vollzog auch den Weiskaff. Nachmittags predigte Herr Pastor Dehler von Ahnapée über Phil. 4. 4—7. Der auf den Abend angeetzte, so wichtige englische Gottesdienst mußte leider wegfallen, weil der dazu erbetene Prediger, Herr Professor Gräbner, nicht hatte erscheinen können. Das Fest war ein reich gesegnetes. Unser Herr Christus wahre und baue sein Reich an allen Enden!

Aug. Pieper.

Ordination und Einführung.

Aus dem Bericht über die Versammlung unserer Synode zu La Crosse im Sommer dieses Jahres ist zu ersehen, daß die Synode Herrn Pastor Carl Oppen in Green Bay als des heiligen Predigtamtes unwürdig von der Synodalgemeinschaft ausgeschlossen hat. Da nun dennoch der größere Theil der Gemeinde an Pastor Oppen festhielt, ja mit denselben Wahrheiten des göttlichen Wortes als falsche Lehre verwarf und aus der Synode, aus der Pastor Oppen ausgeschlossen war, angeblich der Lehre wegen austrat, sah sich eine Protestpartei, die weder Pastor Oppen als ihren Pastor behielten, noch die über ihren Protest hinweg gethanen Schritte der Majorität gütcheinen konnte, genöthigt, sich als von dieser getrennt zu erklären und als gesonderte Gemeinde einen eigenen Pastor zu berufen. Nachdem Herr Ernst Dornfeld, der bis dahin in unserm Seminar dem Studium der Theologie mit Fleiß und Treue obgelegen hatte, nach bestandnem Examen dem an ihn ergangenen ordentlichen Beruf zum Prediger und Seelsorger dieser Gemeinde gefolgt war, wurde derselbe am ersten Adventsontage im Auftrage des ehrwürdigen Herrn Präses unserer Synode durch den Unterzeichneten, unter Assistenz des Herrn Pastor Meisch von der hiesigen St. Marcns-Gemeinde, feierlich ordinirt und in sein Amt eingewiesen.

Wöge der treue, barmherzige Gott an der lieben Gemeinde und ihrem jungen Pastor das Wort in Erfüllung gehen lassen: „Er ist wie ein Baum gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er machet, das geräth wohl.“

A. Gräbner.

Milwaukee, den 9. Dez. 1882.

Adresse: Rev. E. Dornfeld,

Green Bay, Wis.

Büchertisch.

Goldföner. Predigten von E. F. W. Walther, Professor am ev.-luth. Concordia-Seminar zu St. Louis. Zwidaun i. S. 1882. Druck und Verlag von Johannes Hermann. In Commission bei Heinrich J. Naumann in Dresden. — IV und 178 Seiten Octav.

Der Herausgeber dieser bisher noch ungedruckten Predigten des ehrwürdigen Herrn Verfassers der jüngst von uns angezeigten Postille sagt im Vormort: „Goldföner“ hat nicht der Verfasser die nachstehenden Predigten genannt, sondern der Unterzeichnete, dem sie zur Herausgabe auf seine besondere Bitte freundlichst überlassen worden sind. Und er ist gewiß, der Leser wird den Titel gerechtfertigt finden; denn diese Predigten sind aus dem Schachte des göttlichen Wortes geholt, davon der heilige David sagt: „Die Rechte des Herrn sind köstlicher, denn Gold und viel feines Gold“ (Ps. 19, 11.) und das Gesetz deines Mundes ist mir lieber denn viel tausend Stücke Gold und Silber.“ (Ps. 119, 72.)

Die kleine hübsch ausgestattete Sammlung enthält folgende Nummern.

1. Predigt über das Evangelium des ersten heil. Christtages.
2. Predigt über das Evangelium des vierten Sonntag nach Epiphania.
3. Confirmationssrede über Matth. 24, 13.
4. Predigt über das Evangelium am Sonntag Misericordias Domini.
5. Missionsfestpredigt über Luc. 11, 1. 2.
6. Synodalspredigt über 1. Cor. 2, 12.
7. Reformationssfestpredigt über 2. Thess. 2, 1—11.
8. Reformationssfestpredigt über 2. Cor. 10, 4. 5.
9. Predigt über das Evangelium des vierundzwanzigsten Sonntags nach Trinitatis.
10. Predigt über das Evangelium des fünfundzwanzigsten Sonntags nach Trinitatis.

Ueber den Preis des Büchleins sind uns bestimmte Mittheilungen noch nicht zugegangen; derselbe wird sich wohl auf 60 bis 75 Cents stellen, und unsere Synodalsbuchhandlung wird Bestellungen entgegennehmen und schleunigst ausführen. An Bestellern wird es ja nicht fehlen.

Jugendblätter. Ein Bilderbuch zu Weihnachten für die lieben Kleinen. Reading, Pa.: Herausgegeben von der Pilger-Buchhandlung. — 24 Seiten in großem Format. Preis: 15 Cts., das Dgd. \$1.50.

Bilderlust.

Ein hübsches Büchlein,
Das lieben Kindlein
Gewidmet soll sein.

Reading, Pa.: Herausgegeben von der Pilger-Buchhandlung. — 16 Seiten in großem Format. Preis: 15 Cents, das Dgd. \$1.50.

Diese beiden reich illustrierten Weihnachtsbüchlein, von denen das erstere für etwas größere, das zweite für kleinere Schulkinder bestimmt ist, können wir wegen Mangels an Raum, und da wir die Anzeige doch vor den Feiertagen bringen möchten, nur kurz empfehlen. Beide zeichnen sich durch große Mannigfaltigkeit des

Inhalts aus und werden den kleinen Empfängern viel Freude machen.

Die Besprechung der übrigen eingelaufenen Drucksachen müssen wir für die nächste Nummer zurücklegen und bitten deshalb die geehrten Herren Verleger um gütige Rücksicht.

Conferenz-Anzeigen.

Die gemischte Prediger- und Lehrer-Conferenz von Manitowoc und Sheboygan Co. versammelt sich, so Gott will, am 3. und 4. Januar 1883 in Two Rivers.

Hauptgegenstände: Fortsetzung über „die Lehre von der heiligen Schrift“, und eine Katechese über das 7. Gebot. — Ferner: Thesen über die Frage: Ist der Beruf eines Lehrers an unsern ev.-luth. Gemeinde-Schulen, insofern er kirchlicher Beruf, in demselben Sinn ein göttlicher, als der des Pastors an der Gemeinde?

Anmeldung wird verlangt.

G. Bartelt, Secr. p. t.

Conferenz-Anzeige.

Die Dodge- und Washington-County Conferenz versammelt sich am 15. Januar 1883 bei P. J. Kizian in Lomira, Dodge Co., Wis.

P. C. Mayerhoff hat zu predigen, P. Probst ist Ersagmann; P. Dehlert hat eine geschriebene Predigt über Matth. 7, 13. 14., P. Tr. Gensfke eine schriftliche Exegese über Ephes. 1, 3—6, P. Probst eine Katechese über die Beichte vorzulegen.

Die Brüder sind ersucht, wo möglich so frühzeitig einzutreffen, daß am 15. Abends noch eine Sitzung gehalten werden kann.

P. H. Köhler.

Conferenz-Anzeige.

Die allgemeine Lehrerconferenz von Milwaukee, Wis., versammelt sich, so Gott will, am Donnerstag den 28. Dezember in der Schule der Gnaden-Gemeinde. Hauptgegenstand: Verwaltet ein ev.-luth. Gemeindegemeindeführer einen Theil des Pfarramts? — Alle auswärtigen Kollegen sind freundlichst eingeladen.

S. J. Richter, Secr. p. t.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XVIII: Die Herren Pastoren: J. Meier, 14.80. Volkmar, 1.05. Die Herren: Hüls, 15.75. J. Haas, 1.05. Jahrg. XVII: Die Herren Pastoren: Gase, 14.70. Käß, 7. J. J. Meier, 5.25.

Herr Budahn, 1.05.

Jahrg. XVII, XVIII: Die Herren Pastoren: Bender, 5.25. 1.05. N. Pieper, 7.77. 42.23.

Jahrg. XV—XVIII: Herr Büßke, 4.20.

Jahrg. XVI: Herr P. Oppen, 6.60.

Für Heiden-Mission: P. Vogel, von J. Mack \$3.

Für die Regier-Mission: P. Schrödel, von A. Kirst \$2.50.

Für den Kirchbau meiner Gemeinde in Doshoff habe ich ferner erhalten: Durch P. J. G. Dehlert \$5.50; P. C. Gevers \$6; P. A. Kluge \$20.50; P. Haase \$13.50; P. G. Denninger \$30; P. C. Probst \$5; P. D. H. Koch \$9.34; von der Gem. in Fort Atkinson \$25.62; P. Conrad \$8; P. Brenner (nachträglich) \$2; P. Schrödel \$13; P. Daib, pers. Beitrag \$1; P. Mayerhoff \$16.77; Fr. Pape, Reedsville \$1; P. Hölzel \$57.75.

Herzlichen Dank und Gott vergelt's!

C. D o m i d a t.

Mit herzlichem Dank gegen Gott und die lieben Geber bescheinigt Unterzeichneter durch Herrn P. Bender \$13 Kostgeld von der ehrw. Synode von Minnesota-erhalten zu haben.

W. Scheitel.

Weihnachts = Liturgie.

Wir machen darauf aufmerksam, daß die in unserm Synodalverlag erschienene

Weihnachts = Liturgie

für einen

Kindergottesdienst

in der Synodalsbuchhandlung auch dies Jahr zu haben ist, und der Agent, Herr Werner, baldigen Bestellungen entgegensteht.

Zur Christbesicherung

sind von der Synodalsbuchhandlung zu den beigegebenen Preisen zu beziehen folgende Bücher für Christkinder:

Das Leben Jesu, des Sohnes Gottes, in 42 Bildern dargestellt. Preis 15 Cents; im Dgd. 10 Cts.

Ehre Vater und Mutter; mit Originalbildern von Bernhard Fröhlich. Preis 8 Cents; im Dgd. 6 Cents.

Die Festzeiten des christlichen Kirchenjahres. Preis 10 Cents; Dgd. \$1.

Die heiligen zehn Gebote in Wort und Bild. Preis 10 Cents; Dgd. \$1.

Das heilige Vater Unser in Wort und Bild. Preis 10 Cents; Dgd. \$1.

Perlen. Kleine Erzählungen für Kinder. Neue Serie von zehn Nummern. Preis: einzeln 5 Cents; 10 Stück 40 Cents; 50 Stück \$1.85.

Blüthen und Früchte. (Doppel-Perlen; je zwei Bändchen der Perlen zusammengebunden.) Preis: einzeln 15 Cents; 10 Stück \$1; 50 Stück \$4.50.

Blumen. Erzählungen für Kinder. Neue Serie. Preis: einzeln 5 Cents; Dgd. 45 Cents; 50 Stück \$1.85.

Blumenstrauß. (Zwei Nummern der Blumen zusammengebunden.) Preis: 15 Cents; Dgd. \$1.40.

Die zwei Sacramente in Wort und Bild. Preis: 10 Cents; Dgd. \$1.

Das apostolische Glaubensbekenntnis in Wort und Bild. Preis: 10 Cents; Dgd. \$1.

Das goldene ABC zur Nachfolge Christi für unsere Jugend. Elegant in Leinwand mit Goldschnitt und Goldtitel 25 Cents, im Dgd. 18 Cts.

Vergißmeinnicht, oder Christliches Gedenkbuch. Preis in Leinwand mit Goldtitel 35 Cents; Porto 5 Cents; fein geb. mit Goldschnitt 50 Cents.

Liedergeschichten. Mit zahlreichen Illustrationen. Preis: in Leinwand gebunden 50 Cents.

Naturgeschichtliche Bilder. Verschiedene Vögel von je 9 Bildchen mit englischem Text. Preis per Vögel 7 Cts.

Weihnachtslichter. (Erzählungen und Gedichte.) Preis: einzeln 5 Cents, 10 Stück 40 Cents, 50 Stück \$1.85.

J. Werner, Agent,

Bergolder und Fabrikant von Bilder-Rahmen, Händler in Maler- und Zeichen-Materialien. Hermes' Vorlagen, sowie eine große Auswahl von Vorlagen zum Malen und Zeichnen, desgleichen eine große Auswahl von Bildern. Luther-Bild von F. W. Wehle, im Einzelnen oder in Parthien. 436 Broadway, Milwaukee, Wis.